

Sammlung von passenden Erzählungen für die reifere Jugend : (Fortsetzung)

Autor(en): **Looser, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Penelope : Zeitschrift zur Belehrung u. Unterhaltung für das weibliche Geschlecht**

Band (Jahr): - **(1846)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-327181>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Es verfertigte Paniere und Fahnen, und brachte die schönsten und prächtigsten Stickereien darauf an. Das Meisterstück der Kunst widmete es irgend einer Kirche, und die schönen Kirchenzierden kamen fast alle von dessen Händen. Ein Kunststück dieser Art gab Stoff zu einem allgemeinen Gespräch unter den adelichen Familien, und erweckte die Eifersucht oder die Achtung aller Mütter und Töchter für die Künstlerin.

So zeichneten sich damals Fürstinnen und vornehme Frauenzimmer aus. Jetzt sind die Zeiten, Gebräuche, Gewohnheiten und der Geschmack anders.

„Ce n' est plus le temps, ou Berthe filait.“

Bei den Großen der Welt ist in der That jene schöne Sitte der Einfachheit, Häuslichkeit und Thätigkeit so zu sagen ganz verschwunden. Nur am englischen Hofe haben sich noch Ueberbleibsel davon bis auf unsere Tage erhalten, wie denn überhaupt die Engländerinnen in Bezug auf Häuslichkeit und Sitte noch jetzt Muster sein mögen. Am königlichen Hofe in London sollen, wenn ich anders recht berichtet bin, keine andern Tischtücher gebraucht werden, als solche, deren Garn von den weiblichen Mitgliedern der königlichen Familie gesponnen worden ist.

Doch nicht bloß an den Höfen, sondern selbst in den Häusern und Hütten der Gemeinen ist jene Häuslichkeit und Thätigkeit der Alten verschwunden. Noch vor 70—80 Jahren war es in den meisten Landesgegenden und Familien unsers Vaterlandes der Brauch, die zum Tisch- und Bettzeug, so wie zur Bekleidung nöthigen Stoffe selber zu verarbeiten. Es war der Stolz und die Ehre einer Hausfrau, Kasten und Trühen mit selbstverfertigter Leinwand angefüllt zu haben. Ein Freier sah bei seiner Wahl nicht zuletzt darauf, ob eine Maid gut spinnen und weben könne, ob sie selbstverfertigte Hemden und Leintücher im Vorrath habe, oder nicht. Und jetzt? — Jetzt ist es freilich anders. Es sollte aber auch wieder anders werden. Bei dem jetzigen Stand der Dinge, bei der immer größeren Ausdehnung des Handwerks, Fabrikations- und Maschinenwesens, wobei Handwerker und Fabrikanten auch gelebt haben müssen und wobei sie manche Gegenstände besser, oder doch schöner und wohlfeiler liefern, als es auf dem Partikularwege geschehen könnte, ist es weder zu erwarten, noch auch wünschbar, daß die Hausfrauen, wie ehemals, größtentheils Alles selbst verfertigen; aber doch nothwendige Sache ist es immerhin, daß eine jede junge Frauensperson, wenn es die Noth erfordert, sich selbst ein Kleidungsstück machen oder es doch wenigstens beurtheilen könnte und wisse, wie viel Zeug dazu erfordert werde. Nothwendig und der weiblichen Bestimmung angemessen ist es ferner, daß sich ein Frauenzimmer Fertigkeiten oder doch Kenntnisse im Stricken, Spinnen, Weben und d. gl. erwerbe. Schön und nützlich ist es endlich, wenn es sich für Kunstarbeiten befähiget. Thätig zu sein und thätig zu leben, zu schaffen und zu wirken, ist ja unsere Bestimmung auf Erden.

Sammlung von passenden Erzählungen für die reifere Jugend.

(Fortsetzung, vom Herausgeber.)

Wenn wir unsere in der dritten Lieferung begonnene Sammlung von passenden Erzählungen für die Jugend — freilich in einem etwas beschränkten Umfang — fortsetzen, so geschieht es aus Gründen und in einer Absicht, welche wir gleich beim Beginn dort angegeben haben und auf welche wir wiederholt aufmerksam machen möchten.

Wir theilen auch diesmal eine Erzählung aus der Wirklichkeit mit. Sie mag wenigstens den Vorzug der Wahrhaftigkeit haben und das sie zum Beweis dient, wie wichtig es ist, in Gegenwart von Kindern keine gewöhnlichen Geister- und Gespenstergeschichten zu erzählen und sonst im Leben, so oft Einem etwas Unerklärliches vorkommt, stets nach dem natürlichen Grunde zu forschen. Nun zur Sache!

9. Der Spuck zu Fürstenuau.

Fürstenuau ist ein kleines, sonniges und wönniges Dörfchen in dem überaus milden, anmuthigen und an Abwechslungen so reichen Domleschgertthale (Vallis domestica, Tomillasca) im Kanton Graubünden. Auf einem gegen den Rhein vorspringenden Felsen steht das im Jahr 1270 von Bischof Heinrich von Chur erbaute Schloß gleichen Namens, welches noch jetzt ein Eigenthum der bischöflichen Curie, von dieser aber in neuerer Zeit dem Kanton zu einer sehr beachtens- und nachahmungswerthen Zwangsarbeitsanstalt temporär überlassen worden ist. Daneben erhebt sich das eben so stattliche, der Familie von Planta gehörige Schloß. In diesem Gebäude besaß und leitete ich — der Erzähler dieses — vor einigen Jahren lange eine Erziehungsanstalt für Knaben. Einst erhielt ich von einem noch lebenden, hochgestellten Manne und dessen seither verstorbenen Gattin einen Besuch. Ich suchte nun den werthen hohen Gästen den kurzen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Unter Scherz und Gesprächen, Musik und Gesang wurden die Abendstunden bis um Mitternacht zugebracht. Da begab sich jene fremde Herrschaft zur Ruhe. Es wurden ihr zwei aneinander stoßende, durch eine Mittelthüre mit einander verbundene Kabinetten dazu angewiesen. An diese grenzt ein schöner geräumiger Saal, aus welchem man durch Glasthüren in jene Schlafzimmerchen gelangt. In diesen Saal schlichen sich nun ohne Licht ein paar muntere Hausbewohner mit Saiteninstrumenten, um den verehrten Gästen, besonders der jungen, artigen, bildschönen Dame, eine Serenade zu geben. Nachdem ihr sanftes Saitenspiel verklungen war, entfernten sie sich wieder ganz leise und überließen sich ebenfalls der Ruhe.

Als ich am folgenden Morgen frühe, wie gewohnt, im Garten spazierte, kam auch schon mein werther Gast mit etwas düsterem, zerstörtem Gesicht zu mir. „Haben Sie wohl geschlafen?“ fragte ich ihn. „So, so!“ war die Antwort. „Und Ihre Frau Gemahlin?“ — „Noch viel weniger! Sie ist ganz krank. Aber sagen Sie mir,“ fügte er rasch fragend hinzu, „spielt Jemand in Ihrem Hause Harfe?“ — „Nein,“ antwortete ich der Wahrheit gemäß. „So ist uns denn, mir und der Frau,“ fuhr er fort, „in der letzten Nacht wirklich etwas Unerklärliches widerfahren. Hören Sie nur! Kaum hatten wir uns abgekleidet, die Lichter gelöscht und uns zu Bette gelegt, als in unserer Nachbarschaft, in dem angrenzenden Saal, auf einmal ein sanftes Harfenspiel ertönte. Da sprang meine Gattin zu mir herüber und umklammerte mich, an allen Gliedern zitternd, aufs heftigste. „Hörst du's, hörst du's?“ fragte sie mich dann ganz ängstlich. „Ja freilich,“ antwortete ich, „es ist Musik.“ „Ja, ja, sie ist's, sie ist's!“ versetzte sie noch ängstlicher. „Wer sie?“ „Die Frau G'sandtin!“ Das Alles war mir räthselhaft. Endlich sagte ich: „So laß mich die Sache untersuchen! Ich will nachsehen, wer da spielt!“ „Nein, ums Himmelswillen, nein! Wenn dir mein Leben lieb ist, nein!“ sprach meine Gattin, mich noch krampfhafter umfassend. Das ohnedies höchst reizbare, zarte Wesen und der augenblicklich fieberhafte Zustand derselben geboten mir wirklich hemmende Rücksichten; ich durfte das Bett nicht verlassen. — Nachdem die Musik verklungen war und sich die Angst meiner Gattin etwas gelegt hatte, drang ich in sie, mir wegen der „Frau G'sandtin“ und wegen ihres gefassten Schreckens Aufschluß zu geben. Sie that es nun mit folgender Erzählung:

Ihr sel. Oheim, ein angesehener Engadiner, sei ein intimer Freund des Gesandten *) von Planta gewesen und habe diesen von Zeit zu Zeit auf seinem schönen Landsitze besucht, so unter andern einmal nicht lange nach dem Tode der Gemahlin des Herrn v. Planta, welche eine geübte Harfenspielerin gewesen sei und von der bald nach ihrem Hinschied die Sage ging, daß sie spucke und daß man sie von Zeit zu Zeit nächtlicher Weise im Saale Harfen spielen höre. Nun sei der Oheim auch in eines der Kabinetten neben diesem Saal gelegt worden

*) So nannte man den ehemaligen Besitzer des Schlosses Fürstenuau, weil er f. Z. bündnerischer Ambassador bei der damaligen Republik Venedig war.

und habe richtig in der grausen Mitternachtsstunde die Harfenspielerin nicht nur gehört, sondern durch die Glashüre auch gesehen, ja noch mehr gesehen: sein Freund Blanta sei mit ihr in Gesellschaft anderer gespenstiger Wesen im Saale herumgewalzt. Da habe sich seiner ein solches Grausen und eine solche Furcht bemächtigt, daß er sich in aller Stille und Frühe durch die Hinterthüre davon geschlichen und das Schloß seither nie mehr betreten habe. — An diese Geschichte habe sie sich gleich beim Eintritt in den Saal, freilich etwas ungläubig und zweifelnd, wieder erinnert, nun aber sei sie von der Wahrhaftigkeit derselben völlig überzeugt; sie habe mit eigenen Ohren die Harfenspielerin auch gehört und beim Übersiedeln vom einen Kabinetten ins andere mit eigenen Augen auch gesehen. — Es habe sie mit einem solchen Grauen und Schrecken erfüllt, daß sie den Augenblick kaum erwarten möge, wo sie den unheimlichen Ort wieder verlassen könne.

„So erzählte mir meine Frau,“ fuhr mein Gast fort. „Ich suchte sie nun, so viel möglich zu beruhigen und ihr den Glauben an einen eigentlichen Spuck mit allen Vernunftgründen zu schwächen; aber vergebens. Ich erbot mich zu wiederholten Malen, die Sache sogleich zu untersuchen, dann werde sie sich schon aufklären; allein sie ließ es durchaus nicht geschehen. Nun freilich weiß ich nicht, wie es sich damit verhält. So viel ist einmal gewiß, daß ein Harfenspiel um Mitternacht im Saal ertönt hat; ich hab’ es im wachen Zustande deutlich genug auch gehört.“ —

Ich mußte bei der ganzen Erzählung lächeln und zuletzt laut auflachen, obschon es mir sehr leid that, daß die junge, zarte Dame zufälliger Weise so in Angst und Schrecken versetzt worden war. Ich löste nun meinem werthen Gaste das Räthsel und er erklärte auch seiner Gattin die nächtliche Erscheinung, worauf sie sich dann allerdings wieder beruhigte. Doch mag die ausgestandene Angst und der gefasste Schrecken auf ihr ohnehin sehr zartes, reizbares Wesen und auf ihren kränklichen Zustand immerhin einen höchst nachtheiligen Einfluß ausgeübt haben. Ein halbes Jahr darauf sank sie, wie eine Lilie des Feldes, in der Blüthe und Schönheit ihres Alters, zum größten Schmerz ihres sie zärtlich liebenden Gatten, ihrer Verwandten und Bekannten, dahin. Damit wollen wir nicht sagen, daß obiger Vorfall an ihrem frühen Tode Schuld sei; aber doch kann er ihn möglicher Weise etwas beschleuniget haben; denn tiefer Kummer, große Angst oder heftiger Schrecken haben, wie nagende Würmer, schon manchen Lebensfaden abgenagt. —

10. Der pfiffige Glarner Viehhändler.

Die Glarner sind pfiffige Leute; sie haben den Kopf am rechten Fleck. Das muß auch ihr ärgster Feind zugeben. Doch geht es ihnen wie andern Menschenkindern: ihre Pfiffigkeit wird zuweilen auf die Probe gestellt und selbst der Pfiffigste findet manchmal seinen Meister. Dies hat schon mancher Glarner erfahren, besonders im Verkehr mit den schlaunen Italienern. Mit diesen kommen die Glarner hauptsächlich durch den Viehhandel in Berührung. Da ist schon Mancher das Opfer der wälschen Schlaueit und Hinterlist, Geldgier und Raubsucht geworden. Mancher hat bei dem genannten Hazard-Handel sein ganzes Vermögen oder wohl gar das Leben eingebüßt, besonders in frühern Zeiten, als man mit weniger Vorsicht ganze Herden Vieh’s aufs Gerathewohl auf die italienischen Märkte trieb und die Polizei jenseits des Alpengebirges nicht so gut bestellt war als heutzutage. — Damals war es besonders auf dem Wege von Bellenz nach Lauis, namentlich auf dem Monte Conere, nicht gar sicher. Dort gab’s Spizbuben aller Art und auch in allerlei Kleidung, oft in einer solchen, wie reiche vornehme Leute. Die gesellten sich manchmal zu einem Reisenden, ließen sich mit ihm in ein Gespräch ein, und wenn sie ihn an einer sichern Stelle hatten, setzten sie ihm die Pistole auf die Brust oder den Dold an den Hals und sagten: Vogel friß oder stirb — das Geld her oder das Leben! — Da gaben die überfallenen Leute freilich lieber das Geld; denn das können

sie wiederkriegen, mit dem Leben aber hat es seine Glaufen! Allein nicht immer ging's so friedlich ab. Hatte der Reisende gute Kleider und dergleichen, so ward ihm das Lebenslicht plötzlich ausgeblasen und kein Hahn krächte darnach.

Vor etwa 50 Jahren gesellte sich in dortiger Gegend auch so ein feiner Strauchdieb zu einem Glarner Viehhändler, der seine Herde auf dem Lauiser Markt abgesetzt hatte und nun recht froh war, einen so honnetten Mann auf dem etwas unsichern Wege zum Begleiter zu haben. Bald sagte jener Mauser zu ihm: „Es ist doch keck von Euch, Freund, daß Ihr mit einem so gespickten Geldgurt allein reiset, zumal in dieser Gegend, wo fast kein Tag vorüber geht ohne irgend einen Mord- oder Raubfall.“ — „Allein bin ich nicht,“ erwiderte der Glarner, „wenn ich italienische Dukaten in dem Gurt habe, so habe ich auch deutsches Eisen in der Scheide.“ Dabei griff er an das Heft seines großen Dolches und setzte hinzu: „Und mein Türk steht auch für einen Mann.“ Dieser Türk war nämlich ein ungeheurer Wolfshund, der vor ihm hertrabte. „Überdies ist,“ fuhr er fort, „die Klinge meines Dolches vom besten Meister.“ — „Corpo di Bacco!“ rief der Italiener aus, „wenn die Klinge ächt ist, so ist sie etwas werth. Zeigt sie einmal!“

Der gutmüthige Schweizer, nichts Arges ahnend, zieht seinen Dolch heraus und gibt ihn dem Räuber mit den Worten: „Seht selbst, ob er ächt ist!“

Raum hat dieser den Dolch in der Hand, so stößt er ihn dem guten Türk bis an das Heft in die Brust, daß das edle Thier heulend zusammenstürzt, und wirft sich dann auf den Glarner, indem er ruft: „Blut oder Geld! Da stehst du, daß man auch einen pfiffigen Glarner überlisten kann.“ Der Viehhändler ist starr vor Entsetzen. Er sieht ein, hier ist nicht lange zu wählen, auch an Widerstand nicht zu denken, und gibt ihm sein Geld. „Ach, Gott!“ seufzt er dabei, „was werden meine Kreditoren sagen, wenn ich ohne Geld heimkomme. Sie werden mir's nicht glauben, daß es mir geraubt worden ist.“

„Deshalb sei ruhig,“ sagte der wälsche Schurke mit einer teuflischen Kälte, „ich habe schon bessere Männer niedergeworfen, als Du bist. Ich will Dir aber ein Zeichen mitgeben, daß sie Dir's gewiß glauben. Alle Welt weiß, daß ich denen, die ich plündere, die rechte Hand abhaue. Lege Deine Rechte auf diesen Baumstumpf!“

Als der Spitzbube so sprach, dämmerte dem Glarner ein Strahl von Hoffnung. Er legte seine Rechte geduldig auf den Baumstumpf und heftete seine Augen scharf auf die seines Feindes.

Dieser holte mit dem langen Dolche heftig aus und als die Klinge zischte, zog er schnell seine Hand weg; die Klinge fuhr tief in das Holz und ehe der Straßenräuber sie herausarbeiten konnte, faßte ihn der nervige Glarner am Kragen und er lag, getroffen von einigen nicht falschen schweizerischen Fausthieben, betäubt am Boden. Jetzt machte der Viehhändler kurzen Prozeß, gab ihm noch etliche in den Kopf und wickelte dann rasch die Klemen ab, womit er wilde Thiere seiner nach Italien verkauften Herde zu binden pflegte, band dem Betäubten Arme und Beine, nahm ihm sein Geld wieder ab und machte sich aus dem Staube. Im nächsten Orte zeigte er Alles an; man holte den schlimmen Vogel und war recht froh, ihn einmal zu haben.

11. Kindesliebe.

Napoleon führte, so lange er über Frankreich herrschte, blutige Kriege. England war ihm ein Dorn im Auge. Hätt' er's vertilgen können und in's Meer versenken, ich glaub' er hätt's gethan. Durch das Verbot des Handels und Verkehrs mit England, das Englands Verderben herbei führen sollte, so wie durch die unaufhörlichen Kriege zerstörte er den Handel Frankreichs völlig. Es ist eine Thatsache, daß Tausende verarmten, weil alle Pulsadern des öffent-

lichen Verkehrs unterbunden waren. Bankerotte brachen aus und Ein tüchtiger Bankerott zog immer viele Andere nach sich.

In der Stadt Rheims in Frankreich lebte in jener Zeit ein Kaufmann, Namens Mortier (sprich: Mortje). Er war ein durchaus rechtschaffener Mann, der pünktlich bisher bezahlt hatte und deswegen das Vertrauen der Kaufmannschaft in hohem Grade besaß.

Mehrere Bankerotte in Paris brachten ihm aber plötzlich solche heftige Schläge bei, daß er die Waaren, welche er hier- und dorthier bezogen, nicht bezahlen konnte, wenigstens nicht zu der ihm gesetzten Frist.

Der ehrliche Mann war sich bewusst, daß er ohne seine Schuld in diese bedrängte Lage gerathen war. Er entschloß sich daher, nach Paris zu reisen, seine Bücher seinen Gläubigern offen darzulegen und um einen Nachlaß oder längere Fristen zur Zahlung zu bitten.

Die rückhaltlose und ehrliche Weise, wie er das that, konnte nur das Vertrauen in seine Denkart beschränken. Gerne bewilligten ihm daher seine Gläubiger diese Frist, auch wohl ansehnliche Nachlässe; nur Einer nicht und gerade der, welchem er am Meisten schuldete. Er verlangte ohne Schonung Geld und jeder Versuch war vergeblich, ihn auf mildere Gesinnungen zu bringen. Der Grund dieser Härte lag aber nicht in einer Gefühllosigkeit dieses Mannes, sondern darin, daß erst kürzlich ein betrügerischer Bankerott ihn um bedeutende Summen gebracht hatte. Die Art, wie er war hinter das Licht geführt worden, war so nichtswürdig, daß er geschworen hatte, seine Ansprüche auf's Strengste einzutreiben.

Mit harten Worten verlangte er die Zahlung seiner Schuld und ließ Mortier, als er sie nicht leisten konnte, ohne Weiteres in das Schuldgefängniß setzen.

Als diese Nachricht nach Rheims kam, traf sie die schuldblos unglückliche Familie Mortier's wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel. Trostlos weinten Mutter und Kinder. Adeline, Mortier's älteste Tochter, war ein edles, frommes Mädchen, das eine starke Seele hatte. Adeline war schnell entschlossen, was sie thun müsse. Ihren Vater zu befreien, war sie bereit, selbst ihr Leben hinzugeben. Zu dem Vorworte, den sie gesagt, stärkte sie sich im Gebete.

Wer mit Gott sein Werk beginnt, der hat schon die Gewißheit des Gelingens. Was sie aber eigentlich thun wollte, sagte sie Niemanden, selbst der Mutter nicht.

Unter dem Vorwande, dem Vater Wäsche und Kleidungsstücke in das Gefängniß zu bringen, erhielt Adeline von der Mutter die Erlaubniß, nach Paris zu reisen, wozu sich gerade eine herrliche Gelegenheit ergab; denn ein treuer Freund der Familie reiste nach Paris und unter seinem Schutze war sie sicher.

Alles, was sie besaß von Kostbarkeiten, Schmuck, Uhr und ihre Sparbüchse, nahm sie mit.

Raum in Paris angelangt, begab sie sich mit ihren Habseligkeiten zu dem Kaufmanne, der ihren Vater hatte ins Gefängniß setzen lassen. Sie flehte ihn um Schonung ihres guten Vaters an; sie sagte ihm, wie schuldblos er litte, da ihn nur der Fall andrer Häuser in die Verlegenheit gebracht, nicht augenblicklich bezahlen zu können.

Haben Sie Mitleid, sprach die gute Tochter, haben Sie Mitleid mit meinem armen Vater, der den Ruf strenger Rechtlichkeit immer für sich hatte; haben Sie Mitleid mit uns, seinen unschuldigen Kindern! Uns rauben Sie den Ernährer, dem Geschäfte den Vorsteher, ihm den guten Namen für immer! Ja, wenn Sie auf ihrer Absicht beharren, so folgt sogar, daß Sie das Haus zum Erklären des Bankerotts nöthigen, wodurch Sie alsdann nicht bloß uns, sondern auch sich selbst den größten Schaden zufügen. Befreien Sie ihn aber, so wird er seinen Fleiß verdoppeln und Sie redlich bezahlen.

Heiße Thränen rannen über die bleichen Wangen des schönen Mädchens. Sie nahm nun ihre Schmucksachen und ihr Sparbüchsengeld und legte es vor den Mann hin, der ihr schwei-

gend bis jetzt zuhörte, und sagte: Nehmen Sie dieß als Abschlagszahlung. Es ist Alles, was ich besitze, und was ich mir seit Jahren erspart habe.

Ich habe einen Plan entworfen, den Sie billigen werden. Sie bedürfen in Ihrem Hauswesen eines Dienstmädchens. Ich flehe Sie an, geben Sie mir diese Stelle. Den Lohn, welchen Sie einem solchen Mädchen geben, rechnen Sie jährlich auf meines Vaters Schuld ab. Ich will arbeiten Tag und Nacht, so weit meine Kräfte reichen. Keine Arbeit soll mir zu schwer, keine zu niedrig sein. Ich will sie thun ohne Widerrede, ohne Säumen. Ich will Ihr Bestes fördern, wo ich kann — nur geben Sie meinen guten Vater frei, daß meine liebe Mutter und meine Geschwister nicht darben müssen, daß keine Schande unsern guten Ruf verderbe, und meine kleinen Geschwister einen Erzieher haben. Ich will das Unterpfand sein!

Sie sprach diese Worte mit einem hinreißenden Gefühle.

Der Kaufmann hatte mit Gewalt seine Thränen unterdrückt, jetzt brachen sie unaufhaltsam hervor.

Ihr Vater, sagte er, ist ein von Gott reichgesegneter Mann, denn in Ihnen hat er einen reichen Schatz; aber ich erkenne es, er ist auch ein braver Mann, denn nur ein solcher kann solch' ein Kind erziehen. Ich danke Gott, fuhr er fort, daß er Sie zu mir gesendet hat; denn Sie sind mir ein guter Engel geworden, der mein Herz von einer Härte heilt, die ihm ein nichtswürdiger Betrüger eingeflößt hat. Gehen Sie hin. Ihr Vater ist frei, aber kehren Sie bald wieder mit ihm zurück; ich muß mit ihm reden.

Schnell schrieb er nun seinen Entschluß dem Gerichte, sandte es ab und Mortier war frei.

Unausprechlich war Abeline's Glück. Unausprechlich war ihre Freude, daß sie ihrem theuern Vater die Freiheit ankündigen durfte. Wie staunte der Vater! Wie innig dankten Beide Gott! Wie innig segnete er sein vortreffliches Kind!

Noch aber kannte er nicht Alles, was sie gethan. Erst als er mit Abeline zu dem Kaufmann kam und dieser mit der innigsten Bewunderung dem Vater sagte, was sie gethan, schloß er sie unter Thränen an sein glückliches Vaterherz.

Ghe wir weiter von dem reden, was sich auf unser Geschäft bezieht, sagte der Kaufmann, muß ich Sie, Herr Mortier, bitten, daß Sie mir gestatten, ihre Tochter beim Worte zu nehmen. Sie hat sich mir als Unterpfand für Sie eingesetzt, und sie soll es mir bleiben; aber nicht als Dienstmädchen, sondern als liebes Kind soll sie bei uns leben, daß wir ihr schönes Herz noch genauer kennen lernen können.

Der glückliche Vater gab es gerne zu und eilte nach Rheims, um seine Gattin ihrem Leid zu entheben.

Was der Kaufmann gesagt, das wurde wahr. Abeline gewann die Liebe und Verehrung der Familie in hohem Grade. Sie war wie das Kind im Hause und ihre unermüdlige Sorgfalt für das Beste der Familie, ihre Thätigkeit, sonst eine so seltene Erscheinung in Frankreich, machte sie unentbehrlich. Ihr bescheidener häuslicher Sinn war es aber, der sie ihren besonders werth machte.

Der Kaufmann hatte einen Sohn, den er jetzt als Theilhaber in die Handlung aufnehmen wollte. Ihm eine würdige Gattin zu geben, war ihm ein Herzensanliegen. Der Sohn gewann Abeline bald lieb und sie erwiderte seine Zuneigung. Das blieb dem Vater kein Geheimniß und gerade dadurch war der Wunsch seines Herzens erfüllt. Sie wurde des Sohnes glückliche Gattin.

Von einer Rückzahlung der Schuld ihres Vaters war keine Rede mehr; vielmehr wurde Mortier nun von seinem Mitvater mit Capitalien unterstützt, daß bald sein Handel wieder blühte.

So hatte Abeline ihren Vater, ihre Familie vom Verderben gerettet und der Lohn der Kindestreue war der Ihrigen und ihr eigenes Glück.